

**Zusammenfassung der
Jubiläumsfeier 10 Jahre Zukunftsstiftung Landwirtschaft
Keime legen – Initiative fördern – Neues wagen**

am Samstag, den 16. Oktober 2010 in Berlin

Viel wurde angestoßen, viel bleibt zu tun – mit diesem Credo blickt die [Zukunftsstiftung Landwirtschaft](#) auf die ersten zehn Jahre seit ihrer Gründung im Jahr 2000 zurück. Über 300 Projekte hat sie bereits gefördert. Die Vielfalt der Ideen und Initiativen zeigte sich beim Festakt Mitte Oktober im Berliner Umweltforum Auferstehungskirche mit rund 190 Gästen. Darunter waren Spenderinnen und Spender, Verantwortliche von Stiftungen, Hochschulen und anderen Institutionen, Züchterinnen und Züchter von ökologischem Saatgut, Betreiber von Schulbauernhöfen und Interessierte, die sich für eine nachhaltige Landwirtschaft engagieren.

Renate Künast, Vorsitzende der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen, gratulierte und beschrieb ihre Vision einer nachhaltigen Landwirtschaft. Dabei spielen politische Rahmenbedingungen, die nicht die Subventionierung weniger Großunternehmen forcieren oder mit einer Art Exportterrorismus landwirtschaftliche Märkte in Entwicklungsländern zerstören, eine wichtige Rolle.

„Wir müssen weiter dafür arbeiten, das Lebendige besser zu verstehen. Pflanzen sind nicht nur Gensequenzen. Kühe und Schweine sind mehr als Tiermaterial für industrielle Agrarbetriebe und Böden mehr als Nährstofflieferanten“, sagte Oliver Willing, Geschäftsführer der Zukunftsstiftung Landwirtschaft. Er erläuterte etliche Herausforderungen wie z.B. die Klimarelevanz der Landwirtschaft und die verheerenden Auswirkungen des stetig wachsenden Fleischkonsums.

Dr. Felix Prinz zu Löwenstein vom Bund Ökologische Lebensmittelwirtschaft (BÖLW) betonte, dass wir „an einem Punkt angelangt sind, an dem es um geradezu historische Weichenstellungen geht. Es geht darum, mit welchen Ressourcen und mit wessen Ressourcen unsere Lebensmittel erzeugt werden.“ Vor diesem Hintergrund setzt die Zukunftsstiftung Impulse und Themen und hat, so Löwenstein u.a. „das Saatkorn wieder als Ursprung unserer Nahrung ins Zentrum der gesellschaftlichen Diskussion gerückt“.

Mit über drei Millionen Euro hat die Zukunftsstiftung seit 2000 entscheidend die [ökologische und gentechnikfreie Saatgutforschung](#) gefördert. Die Initiative „[Save our Seeds](#)“ und die Aktion „[Bantam-Mais](#)“ richten sich gegen die gentechnische Verunreinigung des Saatguts. Auch mit dem Aufbau dreier Stiftungsprofessuren, dem [Tierzuchtfonds](#) oder der Zusammenfassung des [Weltagrarberichtes](#) leistet die Zukunftsstiftung einen wichtigen Beitrag auf dem Weg zu einer zukunftsfähigen Landwirtschaft.

Beim Festakt wurden einige Förderschwerpunkte in Gesprächsgruppen vorgestellt, die Gäste diskutierten gemeinsam mit Projektleitern/innen über ihre Erwartungen und die Herausforderungen der Zukunft (die Zusammenfassungen der Gesprächsgruppen finden Sie nachfolgend). Stiftungsrat Albert Fink, der maßgeblich an der Gründung der Stiftung unter dem Dach der [GLS Treuhand e.V.](#) beteiligt war hielt den Eröffnungsvortrag. Er betonte, dass es gewaltige Verwerfungen zur Folge habe, wenn alle gesellschaftlichen Bereiche immer mehr durch rein industrielles Denken und Tun durchdrungen und gestaltet werden.

So sind wir weltweit von einer nachhaltigen und ökologischen Landwirtschaft, die nicht von fossilen Energien abhängt, weit entfernt. Weiterhin beherrschen tierquälende Massentierhaltung, Bodenvernichtung, Dumpingpreise und Subventionen den Alltag – überall auf der Welt. Das geht einher mit einer immer stärkeren Abhängigkeit von großen Agrarkonzernen. Zudem liegt ein echtes, tiefergehendes Verständnis des Lebendigen noch in weiter Ferne.

Oliver Willing, Geschäftsführer der Zukunftsstiftung Landwirtschaft ist dennoch zuversichtlich: „Immer mehr Menschen wollen eine nachhaltige und ökologische Landwirtschaft, die auch ethische und soziale Gesichtspunkte einbezieht. Und immer mehr Menschen wollen lieber ein Licht anzünden als über die Dunkelheit klagen. Auch wir von der Zukunftsstiftung werden mit der Unterstützung unserer Spenderinnen und Spender weiterhin engagiert für eine nachhaltige und inspirierende Zukunft arbeiten.“

Gesprächsgruppe 1: „Junge Menschen in die Landwirtschaft! Chancen von Existenzgründungen und außerfamiliären Hofübergaben“

mit Cornelia Roeckl (GLS Bank) und Christian Vieth (hofgruender.de)

Programmvorstellung durch C. Roeckl:

1. Überblick über das Thema (C. Roeckl)
2. Das Netzwerk und bestehende Möglichkeiten (Ch. Vieth)
3. Diskussion

1. Überblick über das Thema (C. Roeckl)

In der Landwirtschaft besteht die Besonderheit, dass häufig keine oder nur schwer Nachfolger gefunden werden können. In mittelständischen Unternehmen tritt dieses Problem ähnlich häufig auf.

In der konventionellen und ökologischen Landwirtschaft zusammen ist bei ca. 43% der Betriebe die Nachfolge ungeklärt, ca. 22% der Betriebe finden keinen Nachfolger und bei ca. 34% ist die Nachfolge geregelt.

Betrachtet man nur die ökologische Landwirtschaft ist die Hofübergabe bei ca. 42% der Betriebe noch kein Thema, was so viel bedeutet, als dass das Thema einfach aufgeschoben wird. Bei ca. 25% ist die Nachfolge noch unsicher, bei ca. 19% ist eine familiäre Hofübergabe geplant, bei ca. 8% erfolgt eine Hofaufgabe und bei ca. 6% findet eine außerfamiliäre Hofübergabe statt.

Die fehlende Nachfolge resultiert häufig daraus, dass die Kinder andere Interessen hegen, der Betrieb keine ausreichende wirtschaftliche Perspektive bietet, die Bauern keine Kinder haben oder sich mit den Kindern zerstreiten.

Wenn das Prinzip der Dynastie überwunden werden kann und der Betrieb außerfamiliär übergeben wird, kann ein Weiterbestehen des Hofes gesichert werden, die Dörfer bleiben oder werden lebendig, ein Strukturwandel findet statt.

2. Das Netzwerk und bestehende Möglichkeiten (Ch. Vieth)

Christian Vieth ist der Mensch hinter der Initiative hofgruender.de.

Bei der Hofübergabe entstehen häufig Konflikte und die betroffenen Menschen suchen nach Hilfe. Die Initiative berät bei inner- oder außerfamiliären Hofübergaben, bei Existenzgründungen oder geplanten Kooperationen zwischen Betrieben. Hierbei wird von „Nachhaltiger Unternehmensentwicklung“ gesprochen.

Kommt es zu einer Übergabe, außer- oder innerfamiliär, besteht die Möglichkeit, einen Übergabevertrag abzuschließen. Es kann auch eine GbR oder eine andere rechtliche Form gegründet werden. Auch die Möglichkeit der (langfristigen Pacht) von privat, Stadt oder Kirche besteht. Des Weiteren kann ein Einstieg in einen Betrieb durch eine Diversifizierung ermöglicht werden, in dem ein weiterer Betriebszweig gegründet wird. Häufig werden Resthöfe gekauft und schrittweise wieder aufgebaut, da dies weniger Startkapital erfordert. Der Kauf zum Verkehrswert kommt nicht vor, da selten das erforderliche Kapital aufgebracht werden kann. Eine weitere Möglichkeit stellt der „Neubau auf der grünen Wiese“ dar. Auch die Übertragung auf einen gemeinnützigen Träger oder der Kauf durch einen solchen stellt eine Möglichkeit dar, einen Betrieb in andere Hände zu übergeben.

Bei der außerfamiliären Übergabe müssen einige Punkte beachtet werden. So ist die Vermögensübertragung zu regeln, wobei steuerlich und rechtlich eine andere Ausgangssituation besteht. Die Suche nach einem Nachfolger ist oft langwierig, es muss

genügend Zeit eingeplant werden. Der Umgang mit den weichenden Erben muss bedacht werden, sie haben oft Angst die Heimat zu verlieren, wenn andere Menschen den Hof übernehmen.

Zum Gelingen einer Übergabe kann die Konsultation von hofgründer.de beitragen. Die Internetseite beinhaltet ein Portal für die weichenden Altbauern und die nachrückenden Jungbauern sowie eine Hofbörse. Es wird umfangreiche Beratung und Prozessbegleitung und der Kontakt zu vielen starken Partnern geboten. Die Initiative lebt allein von der „Mund-zu-Mund-Propaganda“. Durch die Initiative entstehen Chancen, die in der Erhaltung und Fortführung gut laufender Betriebe bestehen. Aber auch der Einstieg gut ausgebildeter motivierter Landwirte/innen ohne ererbten Hof wird ermöglicht. Dies bringt junge Menschen in die Dörfer, die dadurch zu neuem Leben erwachen. Außerdem können alternative Konzepte zur Umsetzung kommen.

Die politischen Forderungen von hofgründer.de sind: eine Niederlassungsprämie ohne Mindestinvestition zu gewähren, eine Übernahme der Beratungskosten einzuführen und den unbeschränkten Zugang zu Land zu sichern.

hofgründer.de könnte noch um die Beratung des vor- und nachgelagerten Bereiches und um eine Stellenbörse erweitert werden. Des Weiteren soll ein gemeinnütziger Träger gegründet werden, der Höfe ohne „zahlungskräftige“ Nachfolger übernehmen kann.

3. Diskussion

Ein junger Mann (macht die Freie Ausbildung im Osten) trägt bei, dass die Kompetenz der Landwirte von der Ausbildung abhängt und diese gefördert werden sollte. Viele Auszubildende steigen aus, da die Ausbildung sehr hart ist. Es werden aber auch neue Konzepte entwickelt um die Organisation auf dem eigenen Betrieb später besser zu gestalten.

Eine Landwirtin fragt nach der Versorgung der weichenden Landwirte bei einer gemeinnützigen Übergabe. Bei ihr konnte dies nicht gut geregelt werden. C. Roeckl sagt, dass dies grundsätzlich kein Problem ist und dass auch bei einer gemeinnützigen Übergabe Vereinbarungen getroffen werden können, dies können z.B. Wohnrechte oder Zahlungen sein. Die Vereinbarung muss in einem angemessenen Verhältnis zum Wert des Hofes sein.

Ein Landwirt aus Bremen fragt nach Möglichkeiten der Altersvorsorge in Betrieben mit gemeinnützigem Träger, wenn Landwirte nicht für zusätzliche Zahlungen in Rentenvorsorge aufkommen können. Ein Landwirt aus dem Windrather Tal erzählt, dass bei ihnen eine Immobilie gekauft wurde, die jetzt durch Mieten entschuldet wird und später als Altenteil dienen soll. Wobei die Landwirte in irgendeiner Form am Besitz der Immobilie beteiligt sind. Er befindet, dass dies ein wichtiger Bereich ist, da es keine allgemeine Lösung für dieses Problem gibt.

C. Roeckl fügt hinzu, dass es sehr unterschiedlich ist, wie viel Geld man im Alter braucht. Wo kein soziales Netzwerk besteht, müssen teure Altersheime herhalten.

www.hofgruender.de

Gesprächsgruppe 2 „Kinder auf die Höfe – Bauernhöfe als Lebensgrundlage erfahren“

mit Michaela Schenke (Schulbauernhof Hutzelberg) und Suzanne Petermeyer (Waldorfschule Bothfeld)

Michaela Schenke vom [Hutzelberghof](#) in Nordhessen und Suzanne Petermeyer von der [Waldorfschule Hannover-Bothfeld](#) leiteten diese Gesprächsgruppe. „Warum braucht es überhaupt Schulbauernhöfe?“ war dabei die alles verbindende Frage.

S. Petermeyer führte zunächst in die Thematik ein: Kinder sollen zur Freiheit erzogen werden, gerade an Freien Waldorfschulen ein wichtiger Grundsatz. Aber wie erzieht man Kinder zu Freiheit? Indem man die Steine aus dem Weg räumt. Jedes Kind findet auf seinem individuellen Weg individuelle Steine, jedes Kind muss seine Stärken und Schwächen somit auch selbst finden.

Leider, so S. Petermeyer, gibt es immer mehr Kinder, denen immer mehr Steine in den Weg gelegt werden, so dass deren Weg in die Freiheit sprichwörtlich immer steiniger werde. Die Tochter von Tom Cruise ist so überanstrengt vom vorschulischen Lernen, das sie am Burn-Out-Syndrom leidet und das im Alter von vier Jahren. An der Waldorfschule Bothfeld sollte ein Kind aufgenommen werden, das keinerlei kognitiven und motorischen Fähigkeiten mitbrachte – weil es sie aufgrund größter Besorgnis der Eltern nie hatte schulen können.

Anknüpfend an diese beiden Extrembeispiele kommt man zu der Frage, was denn eigentlich Gesundheit sei. Es ist nicht einfach nur das Gegenteil von Krankheit. Zur Gesundheit, so S. Petermeyer, gehören eine gute Wahrnehmung, Ehrfurcht vor dem Leben und das Akzeptieren anderer. Wenn man aktiv und neugierig leben, Spontaneität und Kreativität entwickeln kann und einen Sinn für Gemeinschaft hat, ist man gesund. Und weitergedacht hat ein gesunder Mensch einen Anspruch auf Privatsphäre und womöglich eine Beziehung zum Glauben und zur Demokratie.

Was brauchen also Kinder, die zu gesunden Menschen werden sollen? In erster Linie Vorbilder. Das sind meistens die Erwachsenen. Doch immer häufiger brechen für die Kinder die Strukturen weg, in denen sie verlässliche Vorbilder finden. Es mangelt an intakten Familien. Es gibt oftmals zu wenig Platz, zu viel familiären Druck und die Grenzen zwischen Gut und Böse verschwimmen. Durch die Anpassung an die immer schnelllebigere Zeitstruktur erfahren sich Kinder nicht mehr selbst. Sie haben wenige Möglichkeiten, sich zu bewegen, richtige Geheimnisse zu haben und Zusammenhänge zu erkennen, Sinnhaftigkeit wird nicht mehr erfasst.

M. Schenke schloss daran an, dass die angeschnittenen Probleme eines überaus vielgestaltigen Lösungsansatzes bedürfen, um Kindern wieder all das zu geben, was ihnen fehlt. Einer davon ist, sie in die Landwirtschaft zu schicken.

Kinder bringen eine Menge mit. Bewegung, Lärm, Neugier – ähnlich wie eine Herde Milchkühe, die man nach einem langen Winter im Stall wieder auf die Weide stürmen lässt, stürzen sich Kinder auf Schulbauernhöfen, wie dem Hutzelberghof, voll ins Leben. Sie wollen entdecken, machen, ausprobieren. Und sie sind auf der Suche nach Impulsen, wie M. Schenke erzählte. Wenn man einem Kind sagt, es solle den Satz „ich kann kein Brot backen!“ aus seinem Vokabular streichen und stattdessen behaupten „Ich kann“, dann kann es das auch. Das „Ich kann“ ist eine der größten Herausforderungen für die Kinder, die auf dem Hof zu Besuch sind. Sie kommen anfangs kaum zur Tat, fragen viele Male, ob sie das oder jenes jetzt *wirklich* tun sollen und zeigen keinerlei Ausdauer. Soziale Kompetenz und Teamfähigkeit sind oft Fehlanzeige. „Kinder sind in ihrer Rolle festgezogen: wer schnell rechnen kann ist der König, wer's nicht kann, der Loser“, so M. Schenke.

Um diese Rollen zu lockern, wird auf dem Hutzelberghof, auf dem die Klassen meist eine Woche verbringen, in Kleingruppen zu maximal acht Kindern gearbeitet. Somit hat jedes Kind die Chance, eine Tätigkeit zu entdecken, die es bisher nicht gekannt, geschweige denn beherrscht hat. Ob Sauerrahm schlagen, Getreide ernten, Kühe melken, Himbeeren

pflücken, Äpfel sammeln oder Tomaten pflanzen – die Kinder sind voll dabei. Ihre körpereigenen Kräfte, im Schulalltag gelegentlich vernachlässigt, dürfen sie voll einsetzen. „Und wenn sie eine voll beladene Schubkarre auf 6% Gefälle entlang balancieren, merken sie, wie anspruchsvoll das ist. Aber die Kinder brauchen das Vertrauen in ihre eigenen Fähigkeiten!“

Zum Austesten der körperlichen Grenzen kommt eine Erweiterung des eigenen Wissens hinzu. Die Lebensmittelerzeugung ist heute eine „Black Box“, wer weiß denn schon, woher Chips kommen. Von Kartoffeln? Eigentlich schwer zu glauben. Konsumieren kann jeder – aber auf dem Hutzelberghof merken die Kinder, was für eine Arbeit hinter der Erzeugung von Lebensmitteln steckt. Viele Kinder im Alter zwischen acht und zwölf Jahren können keine Kartoffeln schälen.

Meistens vergeht ihnen die Woche auf dem Schulbauernhof viel zu schnell. Zum Schluss sprechen sie dann von *unseren* Kühen und fragen: „Wie macht ihr denn am Wochenende die Arbeit ohne uns?“ Das Gefühl, gebraucht worden zu sein, ist offensichtlich.

Der Hutzelberghof mit seinen 20ha und sieben Mitarbeitern kommt, laut M. Schenke, ganz gut über die Runden, ist aber einer von nur zwei Schulbauernhöfen insgesamt, die sich allein aus dem Erlös von pädagogischen Angeboten finanzieren. 164,- € je Kind und Woche seien auch der „soziale Höchstsatz“, sonst kämen nur Waldorfschüler.

Als Alternative zu einem Besuch auf Schulbauernhöfen, die nun mal leider beschränkte Kapazitäten haben, schaffte S. Petermeyer zusammen mit einem Kollegen vor ein paar Jahren an der Waldorfschule in Bothfeld zwei Kühe an. Die landwirtschaftliche Arbeit fand nun direkt neben dem Klassenzimmer statt, es gab eine „Striegeltherapie“, bei der täglich ein bis drei Kinder kräftig Kühe striegelten. Zusätzlich war mit der dritten Klasse ein Hühnerstall gebaut worden. Das hochwillkommene Zusatzangebot hatte jedoch seinen Haken: die zusätzliche Arbeitsbelastung.

„Was ist also das Geheimnis bei der Arbeit mit Kindern im landwirtschaftlichen Bereich?“ fragte ein Teilnehmer. Die Antwort der beiden Moderatoren: Die Kinder kommen mit einer ganz unverfälschten Einstellung, das „Entdecker-Gen“ ist normalerweise stark – sofern es nicht zuhause aus anfangs genannten Gründen unterdrückt wurde. Sie stellen keine Aber-Fragen und oft finden verstockte und verstörte Kinder zu Tieren einen unfassbar starken Zugang. Was genau zwischen Kind und Tier passiert, bleibt wohl noch länger ungeklärt, denn eine tiefer gehende Forschung zu diesem Verhältnis gibt es nicht.

„Ich erzähle den Kindern nichts von Milchleistung sondern von Erlebnissen mit den Kühen. Das sind Persönlichkeiten! Irgendwann fragen die Kinder, ob ich nicht diese oder jene Geschichte noch einmal erzählen könne. Dass Kühe auch Charakter haben können, fasziniert sie ungemein“, so M. Schenke abschließend.

www.hutzelberg.de, www.waldorfschule-bothfeld.de

Gesprächsgruppe 3 „Kleine Samen, große Zukunftsfragen? – Was bewegt die biologisch-dynamisch / ökologischen Gemüsezüchter/innen?

mit Gemüsezüchter Thomas Heinze und Gemüsezüchterin Christina Henatsch

Ch. Henatsch ist seit zehn Jahren im [Kulturpflanzenzentrum Wulfsdorf](#) für den [Verein Kultursaat e.V.](#) in der Züchtung tätig. Sie züchtet Möhren, Salat, Porree und Brokkoli. Thomas Heinze ist in der [Lebensgemeinschaft Bingenheim](#) für Züchtung und Forschung von biologisch-dynamischem Saatgut tätig, ebenfalls unter dem Dach von Kultursaat e.V.

Nach ihrer persönlichen Vorstellung gaben die beiden Referenten eine Übersicht zur Situation am Saatgutmarkt und wiesen auf ihre Probleme in der Pflanzenzüchtung hin. Danach schloss sich eine Diskussionsrunde an.

1. Die Situation am Saatgutmarkt:

Es gibt in Deutschland in der Züchtungsarbeit nur sehr wenige Firmen, die unabhängig sind und nicht zu den großen Firmen wie Syngenta, Monsanto und KWS gehören. Die [Bingenheimer Saatgut AG](#) besteht nun schon seit 25 Jahren. Ch. Henatsch und Th. Heinze vermuten, dass sie weltweit die einzige Firma ist, die nur für den ökologischen Landbau und ausschließlich ökologisches Saatgut produziert. Der Umsatz der Bingenheimer Saatgut AG liegt jährlich bei 2 Millionen €.

Mit folgenden Problemen und Fragen haben sie in der ökologischen Züchtung zu kämpfen:

1. Der Gärtner möchte ertragreiche Sorten. Bringt eine Sorte keinen Ertrag, baut er sie auch nicht mehr an.
2. Sie fragen sich, wie lange sie den Spagat zwischen Qualität und Quantität in der ökologischen Gemüsezüchtung mitmachen sollen. Kann man einen guten Ertrag auch mit samenfesten Sorten erreichen, da in der ökologischen Züchtung auf die Produktion von Hybriden verzichtet wird?
3. Wie kann man die Qualität, die in der ökologischen Gemüsezüchtung deutlich anders und besser ist als in der konventionellen, gut vermarkten?

Insgesamt möchten die Gärtner jedes Jahr rund 200 verschiedene Gemüsesorten anbauen, die vom Züchter gezüchtet werden müssen. Das Interesse am Pflanz- bzw. Saatgut hat sich verändert. Früher dienten Nahrungsmittel zur Ernährung. Heute sollen Nahrungsmittel die Umsätze steigern. Dadurch wird oft nur auf Quantität anstatt auf Qualität gezüchtet. Der Ertrag der Gemüsesorten wird gesteigert, während z.B. die Inhaltsstoffe, Reifefähigkeit und der Geschmack zurückgehen. Außerdem wird das Gemüse so gezüchtet, dass es vom Endverbraucher gerne gekauft wird. Beispielsweise hat der Winterporree einen langen weißen Schaft und blau-grünes Grün. Genau so stellt sich der Verbraucher den Porree vor. Da Sommerporree aber einen dünnen Schaft und ein ganz zartes Grün hat, wird der Sommerporree nun vom Aussehen her wie der Winterporree gezüchtet. Ein anderes Beispiel: Der Brokkoli, der eigentlich stark verzweigt ist, wird wie der Blumenkohl unverzweigt und mit schweren großen Köpfen gezüchtet.

Um hohe Erträge bei den Gemüsesorten zu erzielen, werden in der konventionellen Züchtung Hybriden gezüchtet. Das bedeutet, dass durch Selbstbefruchtung verschieden reinerbige Vater- und Mutterlinien erstellt werden, die dann gekreuzt werden.

Hybriden sind sehr ertragreich. Der Nachteil der Hybridsorten ist aber, dass sie meist unfruchtbar sind oder die Nachkommen nur einen schwachen Ertrag liefern. Der Landwirt muss sich also immer wieder neues Saatgut oder neues Pflanzenmaterial kaufen und ist somit vom Züchter abhängig. Es konnte auch festgestellt werden, dass einzelne Personen beim Verzehr von Hybriden allergisch reagieren. Chr. Henatsch und Th. Heinze betreiben viel Aufklärungsarbeit, um den Ladner und auch den Endverbraucher von der Vorteilhaftigkeit samenfester Gemüsesorten zu überzeugen. Diese Aufklärungsarbeit ist oft sehr Kräfte zehrend, nimmt viel Zeit in Anspruch und lenkt manchmal von der eigentlichen

Zuchtarbeit ab. Die beiden Züchter möchten, dass im Laden die jeweiligen Sorten als samenfest deklariert werden. So kann der Verbraucher selbst entscheiden, welche Sorte er kaufen möchte.

2. Aus diesen Informationen heraus bildete sich dann eine rege Diskussion, an der sich die Teilnehmer/innen (Gärtner/innen bzw. Landwirte/innen, Ladner/innen und Endverbraucher/innen) beteiligten:

Ein Teilnehmer forderte, den Preis von Gemüse an den Geschmack zu koppeln. Man möchte von den Nahrungsmitteln erstens satt werden und zweitens sollen sie auch gut schmecken. Man möchte schließlich den Geschmack, der in einem Nahrungsmittel enthalten ist, auch schmecken, beispielsweise die Regionalität, aus der ein Nahrungsmittel kommt.

Von einer Teilnehmerin kam der Einwurf, dass ja anhand der Bildekräfte einer Pflanze bzw. einer Sorte der Geschmack, bzw. der Einfluss einer Pflanze/ Sorte auf den Körper abgelesen werden könne. Ch. Henatsch unterstützte dieses Votum, in dem sie kurz einige Bilder von Möhrensorten zeigte und anhand deren Wuchsform die Einwirkung auf das Gefühl und auf den menschlichen Körper aufzeigte.

Ein anderer Teilnehmer wies darauf hin, dass es durch die Globalisierung nur noch wenige Züchter gebe. Die Züchtung in den Familienbetrieben sei verloren gegangen und damit auch deren Beziehung zur Pflanze. Er möchte hinter einer Möhre auch den Züchter erkennen und er möchte sich beim Verzehr einer Möhre auch ein Stück weit selbst wieder erkennen. Er findet es ebenfalls wichtig, die Regionalität von Gemüse schmecken zu können.

Von einem Ladner wurde das Aussehen von ökologischen Gemüse- und Obstsorten angesprochen. Seiner Meinung nach sei sofort zu erkennen, welche Sorten aus ökologischem und welche aus konventionellem Anbau stammen. Bei den Möhren erkenne man z.B. an deren Beinigkeit gleich, dass sie aus ökologischem Anbau komme. Dieser Meinung widersprach eine Gärtnerin und sagte, dass das so nicht wirklich stimme. Es gebe auch aus dem ökologischen Landbau Möhrensorten die klasse aussehen und einfach im Anbau sind. Allerdings, und das müsse sie zugeben, gebe es auch Sorten, die sie einfach nicht mehr anbauen könne, weil sie bei ihr nicht wachsen.

Ch. Henatsch brachte gegen Ende der Diskussion ein, dass Hybridsorten „Nestbeschmutzer“ seien. Man sollte der Öffentlichkeit klar machen, dass die samenfesten Gemüsesorten wichtige und gesunde Nahrungsmittel sind und sie deshalb im Gegensatz zu den Hybrid-Gemüsesorten den Vorzug erhalten sollten. Hybridsorten und samenfeste Sorten sollten aus diesem Grund im Laden gekennzeichnet werden.

www.kultursaat.org, www.gutwulfsdorf.de, www.lg-bingenheim.de, www.oekoseeds.de

Gesprächsgruppe AG 4 „Agro-Gentechnik – aktuelle Herausforderungen und Erfahrungen der letzten 10 Jahre“

mit Benny Haerlin (Zuunftsstiftung Landwirtschaft), Volker Gehrman (Aktion Bantam-Mais), Phillip Brändle (Uni Kassel/Witzenhausen; Witzenhäuser Agrarstudierende, Landwirte und Gärtner für eine gentechnikfreie Landwirtschaft)

Zunächst blickte B. Haerlin auf die Aktivitäten der Zukunftsstiftung Landwirtschaft gegen die Gentechnik im vergangenen Jahrzehnt zurück: „2000 war schon so manche Schlacht geschlagen.“ Er selbst war zuvor jahrelang bei Greenpeace dazu aktiv. Eine große Mehrheit der Verbraucher/innen war gegen die Einführung, darum sahen auch Großkonzerne wie Unilever, Nestlé oder Danone von entsprechenden Produkten ab. Im Frühjahr wurde in Montreal, Kanada, das Cartagena Protokoll zur Biologischen Sicherheit verabschiedet. Damit erkannten über 130 Staaten die Gefahren der Gentechnik an. Das Abkommen sah die Kennzeichnung gentechnisch veränderter Organismen vor sowie öffentliche Entscheidungen der Staaten, ob sie Gentechnik-Produkte zulassen oder nicht. Die USA lehnten das Protokoll ab, standen damit jedoch weitgehend isoliert da.

Weltweit gab es 2000 ca. 8000 ha mit gentechnisch veränderten Pflanzen. Vor allem Raps in den USA und Kanada, Baumwolle in China und Soja in Argentinien. Von dort wurde, auch mit Hilfe des Saatgutgiganten Monsanto, „Gensoja“ in den Süden Brasiliens geschmuggelt, wo der Anbau eigentlich verboten war. 2009 dominierten diese Länder weiterhin, die Anbaufläche betrug 134 Millionen ha. Am wichtigsten ist die Toleranz von Herbiziden (Mittel gegen Unkraut) – über 80 % aller Organismen wurden ausschließlich dafür verändert.

Das Berliner Büro der Zukunftsstiftung Landwirtschaft betreibt seit den Anfängen viel Lobbyarbeit, etwa auf europäischer Ebene. Die EU-Kommission denkt derzeit darüber nach, die Entscheidungen über Gentechnik den einzelnen Ländern zu überlassen. Frankreich und Deutschland sind heftige Gegner dieses Plans, schließlich lehnen 70 % der potentiellen Wähler/innen die Gentechnik ab.

Die EU verhandelt seit Jahren über eine Richtlinie, die es erlauben würde, dass 0,5 % der Pflanzen auf einem Feld verunreinigt sein dürfen. Ohne das Wissen der Landwirte. B. Haerlin: „Wenn die Firmen so erst einmal ihre Produkte überall auf die Felder schmuggeln könnten, wird eine gentechnikfreie Landwirtschaft unmöglich sein. Darum entstand die Initiative „[Save our Seeds](#)“ (SoS), die 2002 begann, Unterschriften für eine Petition zu sammeln. Im Oktober 2002 wurden mehr als 80.000 Unterschriften und eine lange Liste der unterstützenden Organisationen der Kommission überreicht. Zwei Jahre später, als erneut ein Vorschlag vorgelegt wurde, übergab „Save our Seeds“ die Petition mit 200.000 Unterschriften und im Namen von 300 europäischen Organisationen. Der scheidende Kommissionspräsident Prodi legte den Vorschlag schließlich auf Eis.

Ein weiteres Projekt sind seit Juni 2006 die „[gentechnikfreien Regionen](#)“, von denen es in Deutschland schon fast 200 gibt. Dazu erklären sich zum Beispiel Kommunen und Städte, die gewährleisten, dass kein Anbau von derartigen Pflanzen erfolgt. Jährlich treffen sich Vertreter/innen dieser Regionen zu einer Konferenz, zuletzt kamen im September 300 Teilnehmer/innen aus 37 Ländern nach Brüssel. Auch John Dalli, der aktuelle EU-Kommissar für Gesundheit und Konsumpolitik [sprach auf der Tagung](#).

2008 gehörte SoS zu den Ausrichtern des „[planet diversity](#)“, einem Weltkongress zur Zukunft von Ernährung und Landwirtschaft in Bonn mit 700 Vertretern/innen von Bauern-, Umwelt-, Entwicklungs- und anderen Nichtregierungs-Organisationen aus 100 Ländern, die die Zusammenhänge von Gentechnik, Erhalt der Vielfalt von Kulturen und landwirtschaftlichen Formen diskutierten.

Bei den vielen Aktivitäten der Zukunftsstiftung „geht es immer um das Saatgut, um das einzelne Korn. Es geht nicht bloß um eine Technik“, sagte B. Haerlin. Es werde wenig in Aufklärung zu gesundheitlichen Folgen gentechnisch veränderte Pflanzen investiert.

Wichtiger seien Aktionen, die die grundsätzliche Haltung deutlich machen und für eine alternative Landwirtschaft stehen.

Anschließend stellte Volker Gehrman die Aktion [Bantam-Mais](#) vor, bei der über 60.000 Menschen in Deutschland mitmachen. Sie alle haben mindestens ein Exemplar dieser (oder einer anderen) samenfesten, gentechnikfreien Maissorte angebaut; auf ihrem Acker, ihrem Balkon, in ihrem Garten. Damit setzen sie ein deutliches Zeichen gegen die Gentechnik. Sie melden ihren Standort an die Zukunftsstiftung, die eine Goldene Bantam-Karte erstellt.

Der „Golden Bantam“ wurde von W. Atlee Burpee, einem Pionier der modernen Züchtung aus Philadelphia, im Jahre 1902 als erster gelber Süßmais auf den Markt gebracht. 1926 war er der meist verkaufte Süßmais in den USA. Eine kommerzielle Nutzung ist allerdings schwierig, da Bantam schnell nach der Ernte seine Süße verliert und daher rasch verzehrt werden muss.

Seit 2010 gibt es außerdem Bantams „Blaues Wunder“ mit Leinsamen. Vergangenes Jahr sind in 36 Ländern gentechnisch veränderter Leinsamen in Brot und Müsli aufgetaucht. Es handelt sich um eine Gentechnik-Sorte, die vor 9 Jahren in Kanada entwickelt, aber nie zugelassen wurde. Unbemerkt hatte sie sich dennoch in herkömmlichem Saatgut vermehrt. Alle Leinsamen aus Kanada müssen seither auf gentechnische Verunreinigungen geprüft werden.

Schließlich beschrieb Phillip Brändle einige Aktivitäten der [Gruppe „Witzenhäuser Agrarstudierende, Landwirte und Gärtner für eine gentechnikfreie Landwirtschaft“](#), die immer wieder von der Zukunftsstiftung in ihrem Handeln bestärkt und unterstützt wird. Sie studieren ökologische Agrarwissenschaft an der Universität Kassel/Witzenhausen und sehen in der industriellen Gentechnik eine Bedrohung ihrer Zukunft. Dagegen gehen sie mit Informationsveranstaltungen und Fachtagungen vor, haben an ihrer Uni ein Modul mit Vorlesungen etabliert, betreiben Öffentlichkeitsarbeit und zivilen Ungehorsam, etwa durch Demonstrationen oder – intern umstritten – Besetzungen von Versuchsfeldern. Insbesondere richtet sich die Gruppe gegen die KWS Saat AG, Deutschlands größten Saatgutkonzern und die Nummer 4 weltweit. Die KWS ist Weltmarktführer bei Gen-Zuckerrüben, in den USA stammen 95 % der Zuckerrüben von ihr. Der KWS-Sitz liegt in Einbeck gleich in der Nähe von Witzenhausen, so dass die Studierenden dort immer wieder Proteste organisieren. Auch Aktien wurden gekauft, was Zugang zu den Hauptversammlungen ermöglicht, wo die Studierenden ihre Kritik äußern. Einmal sangen sie gar dem KWS-Vorstand Weihnachtslieder mit kritischen Texten.

www.saveourseeds.org, www.bantam-mais.de, www.gmo-free.regions.org, www.planet-diversity.org, www.gentechnikfrei.wordpress.com

Gesprächsgruppe 5 „Nachhaltige Tierzucht – von Zweinutzungshühnern und anderen Herausforderungen“

mit Dr. Katharina Reuter (Tierzuchtfonds) und Prof. Dr. Franz-Theo Gottwald (Schweisfurth-Stiftung)

Zunächst führten Dr. Katharina Reuter und Prof. Dr. Franz-Theo Gottwald, beide vom [Tierzuchtfonds](#) (TZF), in die Thematik ein: Während die weiblichen Hühner in Volieren oder, wenn sie Glück haben, im Freiland bis zur Erschöpfung Eier legen, sind ihre männlichen Geschwisterküken längst Geschichte. Was sich im Bereich der Legehennenhaltung abspielt, ist ein moralisches Dilemma – in Europa werden jedes Jahr 320 Mio. männliche Küken direkt nach der Geburt getötet, davon 40 Mio. in Deutschland. Und: Das Problem geht am Ökologischen Landbau nicht vorbei: rund 2 Mio. Baby-Hähnchen werden auch hier nicht älter als einen Tag, schließlich sind die Zuchtlinien dieselben wie für die konventionelle Landwirtschaft. Der Grund für das Töten ist der wirtschaftliche Zwang: Eine Aufzucht von männlichen Legehennenhybriden ist ökonomisch – zumindest im Vergleich zu Masthybriden – nicht sinnvoll, denn sie wachsen schlechter.

Müsste sich an diesem Szenario nicht etwas ändern lassen? Diese Frage der beiden Moderatoren war der Einstieg in eine aktive Diskussion. Die einhellige Meinung aller Teilnehmer/innen dabei war: Es müsste sich nicht nur etwas ändern, es *muss* sogar – wir brauchen ein Zweinutzungshuhn. Das bedeutet, dass wir beide Geschlechter ökonomisch und ökologisch sinnvoll eingesetzt werden – indem die Hennen Eier legen, und die Hähnchen auf dem Teller landen. Ohne, dass „tierischer Müll“ anfällt. Schließlich hat man vor allem im ökologischen Landbau auch eine ethisch-moralische Verantwortung.

Klar ist aber: Die Züchtung eines Zweinutzungshuhns ist alles andere als einfach, gerade mit den vorgelegten Höchstleistungen der heutigen Hybridrassen mit über 300 Eiern im Jahr bei den Hennen und knapp 3 kg Schlachtgewicht bei den Hähnchen nach 30 Tagen. Züchtung braucht Zeit, Know-how, Gefühl und Geld. All das ist knapp, zumal das prekäre Thema in der Öffentlichkeit längst nicht so eine starke Wahrnehmung hat wie etwa inzwischen die Saatgutfrage. Bereits für den Landwirt, der bei der Haltung von Legehennen ja quasi gegenüber den Zuchtunternehmen der Endkunde ist, ist das Thema „Zucht“ weit weg, für den Verbraucher ist es oft gar nicht vorhanden. „Im Gegensatz zur Haltung ist die Zucht nicht sichtbar!“ meinte ein Teilnehmer. Die Wertschöpfungskette bei Fleischprodukten ist größer und komplizierter, kein Verbraucher steigt da durch. Zum Teil wird das Thema verdrängt, manche Verbraucher möchten soweit vielleicht auch gar nicht denken, belastend ist es allemal.

Wichtig, so der Inhalt mehrerer Wortmeldungen, ist also das Drängen des Themas in die Öffentlichkeit. Gefordert sind auch die Verbände, die sich zum Teil aus verschiedenen Gründen gegen das europäische Tierschutz-Label wehren. Womöglich will man sich keine neuen Diskussionsräume oder sogar Potenzial für Skandale schaffen, wenn man dieses Thema aufgreift. „Bei den Pflanzen wurde uns vielleicht vor 30 Jahren bewusst, dass da was nicht stimmt. Aber bei den Tieren wurde weiterhin auf Höchstleistungen gezüchtet“, so ein Teilnehmer. Eine Frau berichtet aus der Schweiz, wo man sich intensiv die Frage gestellt hatte, was denn ein Demeter-Ei eigentlich sei. „Demeter-Ei heißt, dass die männlichen Geschwisterküken auch aufgezogen und verwertet werden.“ Nun ist die Vermarktung von Demeter-Eiern noch ziemlich lukrativ, die Aufzucht der zugehörigen Hähnchen weniger, was aber doch aus ethischen Aspekten vermehrt durchgeführt wird.

K. Reuter und einige Hühnerhalter führten Details zu den derzeitigen Bemühungen im ökologischen Landbau an. Der einzige große Legehennenzüchter Deutschlands, Lohmann aus Cuxhaven, hat die Nachfrage nach biologischen Hühnern erkannt und befriedigt sie teilweise bereits, aber eine Patentlösung für das „Geschwisterküken-Problem“ gibt es auch bei ihm nicht. Stattdessen wurden einige Projekte auf ökologischen Höfen gestartet, Demeter ließ 2009 auf dem Dottenfelderhof und dem Bauckhof je 1000 Tiere „LB-plus“ von Lohmann aufstallen, beim FiBL gab es das Kombihuhnprojekt mit der Legelinie „Sussex“, ein

Naturland-Züchter versuchte es mit der Rasse „Bresse“ („Le Bleue“). Allen Versuchen gemeinsam ist, dass die Hennen die Eierleistungen von Bio-Legehennenlinien nicht ganz erreichten und die parallel aufgezogenen Hähnchen meist deutlich unter der Mastleistung von Bio-Masthybriden zurückblieben; zudem waren die Aufzuchtskosten höher. „Es gibt einzelne Ansätze, mehr oder weniger erfolgsversprechend, aber eine gemeinsame Linie der Verbände fehlt noch“, so K. Reuter.

Auf die Politik kann man sich in der Sache nicht verlassen, für F.-T. Gottwald wird sie „zu stark durch die Industrie bestimmt“. So wollte Bundesministerin Aigner keine Aussage machen und verwies auf die Möglichkeit des Küken-Tötens, das „die letzte Wahl“ sein solle. Laut Tierschutzgesetz dürfen Tiere nur aus vernünftigem Grund getötet werden – ist der wirtschaftliche Zwang etwa ein vernünftiger Grund? „Die finanziellen Mittel werden falsch kanalisiert. Die Politik läuft in dieser Hinsicht völlig falsch“, so Gottwald weiter. Es gab beispielsweise ein groß angelegtes Projekt mit tegut und Lohmann, bei dem die Zuchtbemühungen intensiviert werden sollten. „Die Zuchtziele waren klar definiert – aber die vergleichsweise läppischen 250.000 € wurden uns nicht bewilligt.“ Die Bundesregierung steckt stattdessen Geld in das Weiterentwickeln der in-ovo-Geschlechtsbestimmung, bei der bereits die Eier je nach Geschlecht sortiert werden. Für K. Reuter ist das „utopisch“.

Die Alternativen für das Küken-Morden sind also derzeit noch rar gesät: entweder man mästet die männlichen Legehybriden eben aus, was dann wie erwähnt unrentabel ist und auch eher Suppenfleisch statt Brathähnchen ergibt, weil die Brustbemuskelung zu schwach ist. Oder man produziert Stubenküken, die in Deutschland über den Rang der Spezialität noch nicht hinausgekommen sind.

Versuche, Mehrkosten bei der Verwendung von Zweinutzungshühnern an die Verarbeiter abzutreten, sind absolut erfolglos geblieben. Chancen liegen in der Vermarktung, bunte Verpackungen, um den Verbraucher für das Thema Zucht zu sensibilisieren sind eine Wahl. „Und unsere Kunden sagen: Cool, bei denen gibt's Eier ohne Stempel!“ erzählt eine Legehennenhalterin aus Schleswig-Holstein.

Wie im Rahmen der überaus aktiven Diskussion allen Teilnehmenden klar wurde, betrifft die „schiefgelaufene Tierzucht“ beileibe nicht nur die Hühner. Bei den Milchkühen ist das Dilemma oft dasselbe wie beim Huhn – während die weibliche Nachzucht die Milchkuh von morgen ist, bleibt für das Bullenkalb nur die (ebenfalls eher unwirtschaftliche) Mast. Die dazu häufig nicht einmal ökologisch ist, sondern von konventionellen Mästern übernommen wird. Des Weiteren findet der Natursprung so gut wie gar nicht mehr statt. Im Sinne der Tiergerechtigkeit wurde vom Tierzuchtsfonds die Aktion „Stiere zurück auf die Höfe“ initialisiert.

Zu vieles liegt also noch im Argen in der ökologischen Tierzucht. Das Nutzierrassensterben geht langsam weiter, der selbst gestellten Aufgabe, alte Rassen zu bevorzugen, widmen sich zu wenige Landwirte.

Der Tierzuchtsfonds selbst hat kürzlich eine Zäsur vorgenommen. Ein Umdenken sei erforderlich, es könne nicht immer damit weitergehen, kleinen, finanziell unterbemittelten Zuchtprojekten auszuweichen, so F.-T. Gottwald. Ein Großinvestor ist noch nicht gefunden. Die bisherigen Projekte laufen zwar noch weiter, es gibt aber 2011 voraussichtlich keine neuen mehr. Die Hoffnung auf „neuen Schwung“ stirbt natürlich nicht.

„Das Stichwort bei der Zucht ist „Verbindung“ – mit dem Thema, mit den Tieren und unter den Züchtern selbst“, so lautete das Schlusswort der beiden Moderatoren.

www.tierzuchtfonds.de

Gesprächsgruppe 6 „Kulturgut Saatgut? Wer zahlt die Züchtung, wem gehört sie?“

mit den Getreidezüchtern Peter Kunz und Dr. Karl-Josef Müller

Peter Kunz ist Getreidezüchter in der Schweiz. Dr. Karl-Josef Müller ist in Darzau in der Getreidezüchtungsforschung tätig.

K.-J. Müller stellte zuerst das Thema vor, dann sprach P. Kunz von seiner Erfahrung als Züchter. Danach wurde über dieses Thema noch angeregt diskutiert.

K.-J. Müller musste, um die Problematik zu erklären, wer die Züchtung zahlt und wem sie gehört, weit ausholen: Die Züchtung von beispielsweise Mais, Möhre und Zuckerrübe gebe es schon seit 200-600 Jahren. Aus einem Samen, der ausgesät wird, entsteht eine Pflanze. Die bestäubte Pflanze produziert wieder Samen, die gesät werden. Daraus wächst wieder eine Pflanze, usw. Durch Selektion bestimmter Pflanzen mit bestimmten Eigenschaften entsteht eine Sorte. Zur Erklärung des Wortes „Züchtung“, zeigte er zwei Definitionen:

Nikolai Vavilov definierte die Züchtung 1913 so: Züchtung ist vom Menschen gelenkte Evolution.

Rudolf Steiner u. Ernst Stegemann dagegen meinten zur Züchtung, dass alle Kulturpflanzen neu gezüchtet werden. Sie müssen sich durch die Züchtung weiterentwickeln, weil der Mensch sie benötigt.

K.-J. Müller stellte die Frage in den Raum, warum es die Züchtung überhaupt gibt. In seiner Antwort wies er darauf hin, dass die Züchtung früher vermutlich aus religiösem Handeln, Spiritualität, aber auch durch Gebräuchlichkeit entstanden sei. Er führte aus, dass es in Tibet heute noch eine Volksgruppe gibt, die zapfenförmige Hüte trägt. Zudem gibt es eine aus Tibet stammende Weizensorte, die ebenfalls zapfenförmig aussieht. An diesem Beispiel, so K.-J. Müller, werde deutlich, dass Sorten und ihre Züchter in engem Verhältnis zueinander standen. So also seien Kulturpflanzen wie Mais, Roggen, Dinkel, Weizen und Reis entstanden.

P. Kunz nahm zu den Fragen über die Kosten der Züchtung und deren Besitz Stellung. Er führte aus, dass früher eine Sorte dem Landwirt selbst gehörte, der sie gezüchtet hatte. Über die Frage, wer für die Kosten der Züchtung aufkam, musste man sich deshalb keine Gedanken machen. Heute, so erklärte P. Kunz, ist das ganz anders. Die moderne Züchtung ist technisch und zeitlich sehr aufwendig. Müssten die Kosten auf Vermehrer und Landwirte umgewälzt werden, würde niemand eine neue Sorte vermehren und kein Landwirt würde sie anbauen. Sie wäre einfach zu teuer. Außerdem kann der Züchter nicht schon im Voraus sagen, ob die neue Züchtung die gewollten Eigenschaften wirklich haben wird und ob sie vom Landwirt gern gekauft wird.

P. Kunz zeigte auf, wie seine Getreidesorten in der Schweiz finanziert werden: Eine neue Züchtung kostet 500.000 €. Zum größten Teil werden die Kosten durch verschiedene Stiftungen getragen. Manche Stiftungen möchten jedoch schnelle Ergebnisse präsentiert bekommen.

Eine neue Sorte finanziert sich nur zu 10 % durch Züchterlizenzen und den Verkauf. Was aber geschieht, wenn die Stiftungen aussteigen?

Seiner Meinung nach sollten die Bäcker in die Züchtung mit einbezogen werden. Sie wissen natürlich, welche Sorten sie bevorzugt verarbeiten. Es sollte eine gute Mischung aus kommerzieller Finanzierung, also durch den Verkauf der Backwaren und der Züchterlizenz geben. Das aber ist nur durch eine marktorientierte Züchtung möglich.

Für die Beteiligten dieser Gesprächsrunde war nach diesen Einführungen genug Stoff zur Diskussion gegeben. Ein Teilnehmer warf ein, dass seiner Meinung nach die Züchtung eine Herzenssache ist und es schwierig sei über die Rentabilität in der Züchtung zu sprechen. P. Kunz antwortete, dass die Züchtung natürlich Herzenssache sein sollte, nur sei mit Saatguthandel und Vermehrung kein Geld zu verdienen. Aus diesem Grund sei es für ihn

schon wichtig, zu wissen, woher das Geld für die Züchtung käme. Dass Züchtung sehr schwierig sein kann, verdeutlichte er damit, dass von ihm im Moment nur vier Getreidesorten zugelassen seien.

Ein anderer Beteiligter fragte nach der Motivation eines Züchters. Wie kann sie entstehen, wenn eine neue Züchtung sich nur zu 10 % finanzieren lässt. Ein anderer Teilnehmer meinte, dass im konventionellen Anbau Sortenempfehlungen vom Bundessortenamt herausgegeben werden. Dies vereinfache für den Landwirt die Auswahl der Sorte. Allerdings wisse er nicht, ob das im ökologischen Landbau auch so sei. P. Kunz antwortete darauf, dass vom Bundessortenamt auch biologische Getreidesorten vorgestellt werden.

Zum Schluss der Diskussion sagte P. Kunz, dass sich BioSuisse (Schweizer Dachverband der Bio-Anbauverbände) finanziell an seiner Saatgutzüchtung beteiligt. Die Supermarktkette Coop finanziert ebenfalls einen Teil der Kosten. Diese finanzielle Unterstützung bewerbe Coop beim Endverbraucher. Für die Supermarktkette wäre das eine win-win-Situation. Coop mache mit der biologischen Saatgutzüchtung bei den Kunden Werbung und könne dadurch seine Produkte besser absetzen, weil sie gerne gekauft werden. P. Kunz endete damit, dass BioSuisse zwar die biologische Saatgutzüchtung ausreichend unterstützen würde, dass aber der Staat mit Fördergeldern nachziehen sollte, damit die Züchtung kostendeckend wirtschaften könne.

www.peter-kunz.ch, www.darzau.de

Gesprächsgruppe 7 „Lebenskräfte erforschen – Kräftewirken in der Landwirtschaft am Beispiel der biodynamischen Präparate“

mit Dr. habil. Hartmut Spieß, [Forschungsring e.V.](#) / [Außenstelle Dottenfelderhof](#)

Der zweite Leiter der Gesprächsgruppe, Dr. Uwe Geier (Forschungsring e.V. und Demeter e.V.) konnte wegen einer Erkrankung nicht anwesend sein. Dr. Hartmut Spieß führt in das Thema ein und leitet die Gesprächsrunde

Problemstellung:

Die Ausbreitung der biologisch-dynamischen Landwirtschaft stagniert im Vergleich mit der Fläche der anderen, stark wachsenden Bioverbände. Zum einen liegt dies an den strengeren Demeter-Richtlinien. Ein weiterer Grund ist das fehlende oder mangelhafte Qualitätsdenken in der Gesellschaft. Außer beim Wein spielt im Lebensmittelbereich Qualität kaum eine Rolle. Hier werden immer häufiger Präparate zur Verbesserung des Geschmacks eingesetzt. Weiterhin spielt der Vorwurf des Okkultismus eine Rolle, dem sich die biologisch-dynamische Landwirtschaft immer wieder stellen muss. Dies erschwert häufig den Zugang zu dieser Anbauweise, denn ein Einstieg erfordert eine tiefere Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden Theorien und Grundsätzen.

Was sind Lebenskräfte?

- Kräfte/Vorgänge, die Leben hervorbringen
- Kräfte/Vorgänge, die Leben erhalten
- Kräfte/Vorgänge, die Leben regulieren

Fragen, die sich bezüglich der biodynamischen Forschung stellen:

1. Wie kann die Forschung zu Lebenskräften in der Bevölkerung wieder Fuß fassen?
2. Die Forschung ist auf öffentliche Gelder angewiesen und ist hier einer enormen Konkurrenz ausgesetzt. Wie soll damit umgegangen werden?
3. Wie geht man mit dem Vorwurf um, zu ungenau oder zu unwissenschaftlich zu sein? Sollen nur herkömmliche Methoden und Versuche angewendet werden oder kann man so frei sein, auch neues, unkonventionelles auszuprobieren?

Anschließend zeigte H. Spieß einige Beispiele zu Ergebnissen von Anwendungsversuchen von Präparaten und demonstrierte so die wissenschaftlich einwandfrei nachweisbare Wirkung der Präparate. Er betonte, dass bei der hohen Verdünnung jedoch eine stoffliche Wirkung auszuschließen ist.

Als Auftakt zur Diskussion stellte H. Spieß folgende Fragen:

Ist dies für uns als Gesellschaft von Bedeutung?

Zählen rein die Inhaltsstoffe der Nahrung? Oder sind diese Fragen heute gerade wichtig?

Diskussion:

Ein Teilnehmer hat bei der Wirkung der Präparate keine Zweifel, da er eine große Ähnlichkeit zur Homöopathie erkennt. Er bemängelt jedoch die fehlende Verständlichkeit der anthroposophischen Literatur. Die Literatur sollte leichter verständlich sein, damit man dem

Vorwurf des Okkultismus leichter entgegenwirken könnte. Er fragt, ob hier die Anthroposophen zu träge seien.

H. Spieß meint, dies sollte kein Hinderungsgrund sein, sich mit dem Thema zu beschäftigen.

Ein Einwurf aus den Teilnehmenden betont, dass es bei der biologisch-dynamischen Forschung gerade darum gehe, Licht in das „Dunkel-Okkulte“ zu bringen.

Ein Teilnehmer fragt, ob dies leichter wird, wenn konventionelle Parameter erhoben werden und wie weit man mit den unterschiedlichen Methoden kommt.

H. Spieß antwortet, dass in der üblichen Forschung nur peer reviewed-Ergebnisse zählen. Aber nur speziell geschulte Leute könnten die feinen Unterschiede, die durch Präparate erzielt werden, sichtbar machen oder gar schmecken. Hierzu zählen die Steigbildmethode oder die Kupferkristallisation. Diese beiden Methoden sind vor allem durch die Forschung des Fachbereichs Ökologische Landwirtschaft der Universität Kassel/Witzenhausen salonfähig geworden. Lebendes kann nur durch Lebendiges erforscht werden. Hier greift der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit.

Ein Teilnehmer fügt hinzu, dass die Methoden der konventionellen Wissenschaft meist von außen zeitlich limitiert sind, häufig finanziell. In der Astronomie ist man freier, oft wird etwas Neues erfunden, mit dem man hofft, etwas im Raum sichtbar machen zu können. Auch die bildschaffenden Methoden könnten über einen längeren Zeitraum Ergebnisse liefern. Hier stellt sich die Frage, inwieweit herkömmliche Methoden sich überhaupt zur Erforschung der Lebenskräfte eignen.

Es wird eingeworfen, dass ein Tee-Tester auch nur aus seiner Erfahrung heraus urteilen kann und daher das Urteil stark personenabhängig ist.

Ein Teilnehmer bekräftigt, dass man selbstbewusst genug sein sollte, dass im Rahmen der Zukunftsstiftung Landwirtschaft die Begriffe der landwirtschaftlichen Forschung revolutioniert werden! H. Spieß wendet ein, dass dies sehr schwierig ist in unserer Gesellschaft.

Ein weiterer Teilnehmer meint, dass die Frage, ob dieses Feld erforscht werden sollte, absolut obsolet sei. Im Gegenteil, die Methoden sollten erweitert und die Pioniere sollten unterstützt werden.

Eine Teilnehmerin fragt nach der Erforschung der Wirkung von Präparaten bei radioaktiver Strahlung. H. Spieß antwortet, dass die Forschung hierzu sehr schwierig ist, jedoch einige Ergebnisse vorliegen und durchaus eine Verbesserung erzielt werden kann.

Eine weitere Teilnehmerin sagt, dass es für sie unbedingt wichtig ist, dass reproduzierbare Methoden angewendet werden.

Ein Teilnehmer meint, dass es wichtig sei, dass Bildkräfteforscher z.B. auf Ärztekongressen sprechen und sich die wissenschaftlichen Gebiete stärker vernetzen!

H. Spieß sagt abschließend, dass unbedingt junge Leute gebraucht werden, die die Forschung in der Zukunft übernehmen können. Hierzu ist die Zusammenarbeit mit den Universitäten sehr wichtig!

www.forschungsring.de, www.dottenfelderhof.de

AG 8 Wie kann ich die Landwirtschaft unterstützen? Möglichkeiten der Geldanlage und des Schenkens

mit Dr. Richard Everett, GLS Treuhand e.V., Sabine Murthum GLS Bank

Nach einer kurzen Vorstellung der Gesprächsgruppenleiter fragten diese, welche Fragen die Teilnehmer/innen mitbringen.

Ein Teilnehmer fragte, welche Möglichkeiten es zur langfristigen Absicherung von Schulbauernhöfen geben könne, da diese „chronisch unterfinanziert“ seien.

Ein Landwirt von einem Demeter-Betrieb bei Flensburg fragte nach der Finanzierung von Bio-Bauernhöfen und landwirtschaftlichen Projekten. Eine Teilnehmerin erkundigte sich, welche Betriebsformen es für Bauernhöfe gebe, da sie selbst einen Hof erben werde. Albert Fink, der lange Jahre Mitarbeiter von GLS Bank und GLS Treuhand war, verwies auf das Internetportal hofgruender.de, das die Zukunftsstiftung Landwirtschaft initiiert hat. Es gebe Modelle für alternativen Hofbesitz, seien sie gemeinnützig, genossenschaftlich oder als AG (z.B. [Regionalwert AG](#)).

Der Geschäftsführer der Schweizer Stiftung Edith Maryon sagte, es sei wichtig, alternative Modelle zu entwickeln, die die Grundfrage „Wem gehört der Boden“ berücksichtigen. Der [Bio-Bodenfonds der GLS Bank](#) sei allenfalls ein Brückenmodell. Die Stiftung besitzt acht Höfe, der größte davon in Berlin und ist auch am Bio-Bodenfonds beteiligt. Albert Fink, einer der Gründer der Zukunftsstiftung Landwirtschaft, sagte, es brauche Alternativen zu monetären Formen, die außerdem in die Öffentlichkeit getragen werden müssten.

Dies ist aus Sicht von einem der Teilnehmer auch notwendig, weil es problematische Entwicklungen gebe, wie in Schleswig-Holstein, wo eine Vielzahl an Biogasanlagen entstanden ist, was die Pachtkosten steigen lässt.

Ein weiterer Teilnehmer interessierte sich für Erhaltung und Verbesserung der Qualität von Boden, auch mit Rücksicht auf zukünftige Generationen. Zum Beispiel könne er sich, in Anlehnung an den GLS Bodenfonds, einen Waldfonds vorstellen oder eine Art Waldspargbuch. Er erwähnte auch das Aufkommen von „[Community Gardening](#)“, bei der eine Gemeinschaft aus Gärtnerinnen und Gärtnern entsteht. Ein Teilnehmer betonte, dass es hier auch um eine Bildungsfrage gehe. Die junge Generation müsse von derartigen Problemen wissen, um neue Perspektiven entwickeln zu können.

Sabine Murthum erläuterte, dass die [GLS Bank](#) ihre Kunden/innen dazu zwingt, Position zu beziehen, über den Weg ihres Geldes zu entscheiden. Statt Rendite sollen Inhalte entscheiden, egal ob beim Tagesgeld, Sparbriefen oder der Altersvorsorge. Die Zukunftsstiftung Landwirtschaft könne etwa über einen Sparbrief unterstützt werden, dessen Zinsen an die Stiftung fließen.

Der im Sommer 2009 aufgelegte [Bio-Bodenfonds](#) sei viel schneller als erwartet überzeichnet gewesen, ein Signal, dass das viele Menschen bewegt, auch etliche kleine Beträge seien eingegangen.

Wichtig sei auch der Gemeingütergedanke, der den Boden schütze und Kapital dorthin zurückfließen lasse. Geld brauche nicht immer mit monetären Motiven verbunden werden, auch eine andere Rendite sei denkbar, zum Beispiel über die Unterstützung der Züchtung ökologischen Saatguts.

Zum Ideenaustausch trage die GLS Bank über Netzwerkarbeit bei, veröffentliche zum Beispiel Informationen im Bankspiegel oder im Internet.

Dr. Richard Everett von der [GLS Treuhand](#) erläuterte verschiedene Finanzierungsarten für gemeinnützige Einrichtungen. Dabei betonte er, dass jede Rechtsform die Gemeinnützigkeit beantragen könne, je nach Satzung und Abstimmung mit dem Finanzamt.

Eine alternative Form eines Hofbesitzes solle wie ein passender Anzug sein. Viele würden direkt an Stiftungen denken, dabei gebe es durchaus Alternativen. Unabhängig von der Rechtsform sind aber ein Netzwerk und ein menschliches Umfeld nötig, dass eine Umwandlung unterstützt. Zudem bestünden Werkzeuge, die das Thema Spenden erleichtern. Freie Vermögensspenden etwa müssten nicht – wie übliche Spenden – nach zwölf Monaten ausgezahlt werden. Zustiftungen können langfristig angelegt werden. Vermögensspenden lassen sich über zehn Jahre steuerlich geltend machen.

www.gls.treuhand.de, www.gls.de

Hoffnungsschimmer –Wo liegen die Perspektiven? Was tut not?

Feedbackplenum „Was nehmen Sie von der Tagung mit?“

Im Plenum wurde gemeinsam auf den Tag zurückgeblickt und darauf, was die Teilnehmer/innen von der Tagung mitnehmen.

Zum Thema Getreidezüchtung gab es ein positives Feedback. Der Workshop habe einen guten Einblick auch in die kontroversen Themen gegeben. So sei klar geworden, dass man noch weit entfernt von open-source-Saatgut ist und dass viel Arbeit, Zeit und Geld zur Sensibilisierung nötig ist. Dies muss auf vielen Ebenen stattfinden, z.B. auf Konsumentenseite aber auch in den Anbauverbänden.

Ein allgemeiner Kommentar bezog sich auf die Übertragbarkeit der Vorträge für Osteuropa und Russland. Wie können die Themen dorthin gelangen? Der Infobrief von EkoConnect wird darüber informieren. Aber es braucht Flammenträger zur weiteren Verbreitung.

Benny Haerlin wies in seinem Vortrag darauf hin, dass der Garten die zukünftige Form der Landwirtschaft sein müsse, da er hochproduktiv und hochdivers ist. Ein Teilnehmer war sehr dankbar, dies zu hören, da er bereits seit 20 Jahren dieser Meinung ist.

Auch politische Anregungen wurden aufgegriffen, so der von Renate Künast eingebrachte Slogan „gemeinsam sind wir unerträglich“ als Aufforderung an die Teilnehmer, sich weiterhin bei der Politik für eine Agrarrevolution einzusetzen.

Ein großes „Danke“ ging an Benny Haerlin für seinen unermüdlichen, EU-weiten Einsatz gegen Gentechnik.

Des Weiteren wurde eingebracht, dass man am Beispiel des Zweinutzungshuhns sehen kann, dass alles miteinander zusammenhängt. Die Prämisse „genug Eier“ und nicht zu viele Eier durch Hochleistung kann den Küken das Überleben retten.

Zur Lebenskräfteforschung wurde angemerkt, dass die Thematik schwierig greifbar ist. Das Thema sei nicht nur in der Landwirtschaft relevant. Wie kann man hier an Forschungsgelder kommen? Dies kostet viel Energie und die Frage ist, ob man diese nicht dafür einsetzen sollte, das Thema in die Welt zu tragen. Die Zukunftsstiftung erzeuge hier einen Hoffnungsschimmer.

Auch an die GLS Bank ging ein Dank, dass sie geholfen hat, eine andere Sichtweise auf das Wirtschaftsleben zu ermöglichen.

Abschließend dankte Oliver Willing allen Teilnehmern/innen.

Unter www.zs-l.de finden Sie die Festreden als Filmclips.